

Der Mann mit den Ohren

Nachruf Hans-Dietrich Genscher lebte, atmete und verströmte Politik. In ihm spiegelt sich deutsche Geschichte, vom Machtwechsel 1969 bis zur Wiedervereinigung.

Am 20. Juli erlitt Hans-Dietrich Genscher einen Herzinfarkt. Das war ein denkbar ungünstiger Zeitpunkt, denn im Sommer 1989 zeichnete sich der Umbruch in Europa ab, auf den er, der Hallenser, irgendwie immer gehofft hatte, ohne ernsthaft damit zu rechnen, dass er ihn erleben würde.

Was tun? Von Schonung wollte er nichts hören, nicht jetzt, da er endlich einmal nicht die FDP retten oder die Sozis bändigen musste, sondern wirklich und wahrhaftig Geschichte schreiben durfte. Dazu gehörte, dass er unablässig reisen und reden musste: mit den Herren aus der untergehenden DDR, mit dem sowjetischen Außenminister Eduard Schewardnadse, mit den Franzosen, Briten, mit dem amerikanischen Außenminister James Baker. Sollte er etwa Helmut Kohl den Glorienschein überlassen? Der war doch anderweitig beschäftigt. Der musste seine Kanzlerschaft vor Widersachern in seiner Partei retten, ehe er sich der Weltgeschichte zuwenden konnte.

So reiste Hans-Dietrich Genscher wie in jedem Jahr in der zweiten Septemberhälfte zur Uno-Generalversammlung nach New York. Zwei Kardiologen waren ständig um ihn; was dieser Patient trieb, war aus ihrer Sicht unverantwortlich. Noch einmal redete Genscher mit den Außenministern, deren Länder die Entwicklung in Deutschland verhindern oder befördern konnten.

Am 30. September frühmorgens landete die Regierungsmaschine wieder in Bonn. Genscher fuhr nach Hause, duschte, frühstückte, fuhr ins Kanzleramt und flog nachmittags nach Prag zu seiner größten Stunde, in der er Geschichte schrieb.

4000 Menschen waren über den Eisenzaun geklettert und hatten die deutsche Botschaft in ein Flüchtlingslager verwandelt. Es war kalt für die Jahreszeit, der Rasen eine Schlammwüste, die sanitären Verhältnisse unbeschreiblich. Die Flüchtlinge waren hysterisch vor Angst, dass sie zurück in die DDR geschickt würden. Sie waren verzweifelt, weil sie nicht wussten, wie es weitergehen würde.

Dann erschien der Außenminister der Bundesrepublik Deutschland oben auf dem Balkon. Wieder bekam er Herzrhythmusstörungen, musste sich an der Steinmauer festhalten. Als er seine Rede mit „Liebe Landsleute“ anfang, brandete entfesselter Beifall auf. Als er seine „Hallenser“ gesondert begrüßte, ebbte der Jubel kaum noch ab. Genschers Stimme war leise, brüchig, über die Verstärkeranlage kaum zu verstehen. Immer wieder schrien

die Menschen unter ihm „Freiheit, Freiheit“ und „Genscher, Genscher“. Viele weinten, schauten gläubig auf zu ihm wie zum Erlöser.

Die Rede, die in die Geschichtsbücher einging, dauerte zwölf Minuten. Die Ausreise der Sonderzüge im Zwei-Stunden-Takt über Dresden nach Hof bedeutete den Anfang der Wiedervereinigung. Hans-Dietrich Genscher hatte die richtigen Worte am richtigen Ort im richtigen Augenblick gefunden.

Im Jahr 1989 rundete sich das Leben dieses Mannes, der wie wenige andere Politik lebte, atmete und verströmte. Seither gehörte er zu den beliebtesten Politikern, im deutschen Westen wie im Osten. Genscherismus war von jetzt an kein Schimpfwort mehr, kein Synonym für das ebenso virtuose wie gedankenarme Auf-der-Stelle-Treten im Namen des Liberalismus. Zum Genscherismus gehörten eben auch die Umsicht und Zielstrebigkeit, mit der er die Zwei-plus-Vier-Verhandlungen vorantrieb, sodass dieses neue Deutschland in der Nato und der Europäischen Gemeinschaft verbleiben konnte.

Wir Journalisten sahen in Hans-Dietrich Genscher immer auch ein Phänomen. Wer bleibt heute schon 18 Jahre lang Außenminister, 11 Jahre lang Parteichef? Er war ewig da, er wich nicht, er überstand die tollsten Krisen seiner Partei und der Regierungen und auch die selbst verschuldeten Krisen. Drei Kanzler dienten neben ihm, keiner von ihnen konnte sich seiner sicher sein. Alle hielt er auf Distanz, Willy Brandt wie Helmut Schmidt und Helmut Kohl. Neben jedem verschaffte er sich und seiner Partei Raum zum Überleben. Er häutete sich, er nahm gewaltig zu und gewaltig ab. Er war beliebt, dann verhasst, dann wieder beliebt. Genscher war immer Genscher und irgendwie immer da.

In seinen besten Zeiten verkörperte er die Bundesrepublik, pragmatisch, vorsichtig und europazentriert. Er war Mr. Mitte. Oder wie Herbert Wehner sagte: Der mit den Ohren – der alles hört, alles wahrnimmt, auch den Wind, den er selber verursacht.

Genscher ragte aus der alten Bonner Republik hinein in dieses neue Gebilde, das ein bisschen voreilig zur Berliner Republik verklärt wurde. Er verblüffte alle, als er am 27. April 1992 ankündigte, er werde am 17. Mai zurücktreten, und es dann auch wahr machte. Darin lag Konsequenz, denn Größeres als die Wiedervereinigung konnte es für einen Politiker seiner Generation nicht geben. Aber natürlich sprang auch die Verdachtsmaschine an, es war die Zeit der Stasiakten, in der alles möglich



1927 – 2016



Mit Ehepaar Kohl, Weizsäcker 1990:
Genscherismus kein Schimpfwort mehr

zu sein schien: War Genscher vielleicht doch die sagenumwobene Figur mit dem Decknamen „Tulpe“, hatte er etwa für die Stasi gearbeitet?

Am Ende blieb, dass da ein Vollblutpolitiker aus der alten Garde den Zeitpunkt seines Abschieds selber bestimmte. So gab er das Gegenbeispiel zu Helmut Kohl, der nicht gehen wollte und deshalb von den Wählern davongejagt wurde.

Hans-Dietrich Genscher blieb immer auch ein Rätsel. Was trieb ihn an, was machte ihn aus? Welche Überzeugungen hatte er, wie konnte er neben den Großen, neben Brandt/Strauß/Schmidt/Kohl bestehen? Die besten Federn der „Zeit“, der „Süddeutschen“, der „Frankfurter Allgemeinen“ und des SPIEGEL mühten sich damit ab, ihm nahezukommen, ihn zu enträtseln. Er wich aus, er sagte den Edelfedern der Republik, an ihm sei nichts zu enträtseln, und wahrscheinlich stimmte das sogar.

Die klügsten Betrachtungen über Hans-Dietrich Genscher stammen von Rolf Zundel, der für die „Zeit“ schrieb. Er war fast gleichaltrig und meinte, Hitler habe dieser Generation der um 1927 Geborenen, die am Kriegsende 18 Jahre alt waren, die Jugend gestohlen und sie damit fürs Leben versehrt. Bei Genscher kam noch hinzu, dass er nach Kriegsende an Tuberkulose erkrankte und insgesamt drei Jahre in Sanatorien und Krankenhäusern verbringen musste. Das Rastlose, Kurzatmige, Umtriebige mag sich aus dem Drang, Versäumtes nachzuholen, erklären lassen. Erst in den Jahren nach seinem Rücktritt wirkte er ruhig, nahezu gelassen, sogar bei sich. Die Wiedervereinigung vereinigte Genscher wohl auch mit sich selber.

**Er war ewig da,
er wich nicht, er
überstand die
tollsten Krisen
seiner Partei und
der Regierungen.**

Genscher galt zu Recht als ein Arbeitstier. Nichts fiel ihm leicht. Alles war Anstrengung. Die großen Begabungen unter den Politikern seiner Zeit waren andere. Walter Scheel, sein Vorgänger, besaß eine bestaunenswerte Leichtigkeit, mit der er 1969 seine Partei in die Koalition mit der SPD trieb – es war der erste Machtwechsel in der noch jungen Nachkriegsrepublik, auch ein Vabanquespiel. Oder Willy Brandt, der charismatische Intellektuelle, der den Friedensnobelpreis für seine

Entspannungspolitik bekam. Natürlich auch Franz Josef Strauß, ein unbeherrschtes Kraftwerk, gebildet und irrtumselig. Schließlich Helmut Schmidt: machtbewusst, in vielen Politikfeldern firm und ungemein telegen, mit Ausstrahlung über seine Partei hinaus.

Genscher dachte nicht gering von sich, aber auch nicht groß. In seinen Anfängen galt er als ein idealer zweiter Mann in der Partei und als ein respektabler Fachminister. Er begann als Innenminister, machte dann allerdings in zwei dramatischen Krisen eine schwache Figur. Zuerst beim Attentat auf die Olympischen Spiele im September 1972, das im Blutbad auf dem Flugplatz Fürstenfeldbruck endete. Undurchsichtig blieb seine Rolle im zweiten Drama, dem Rücktritt Willy Brandts 1974 im Gefolge der Guillaume-Affäre. Bis heute ist ungeklärt, was der Innenminister wann wusste und wie lange er es für sich behielt. Ihm unterstand der Verfassungsschutz, der offenbar Wind davon bekommen hatte, dass die DDR einen Agenten in der Umgebung des Bundeskanzlers besaß. Daraus entstand eine Staatsaffäre, die Brandt zum Rücktritt veranlasste.

Die Koalition musste sich jetzt neu formieren. Schmidt folgte auf Brandt. Genscher folgte auf Scheel im Außenministerium, als der Bundespräsident wurde. Die Nummer zwei musste nun die Nummer eins sein, auch in der Partei.

Mehr als heute bestand die Politik in den Siebziger- und Achtzigerjahren aus den Duellen, die sich fast ausschließlich Männer lieferten. Schmidt gegen Genscher. Schmidt gegen Strauß. Strauß gegen Genscher. Kohl gegen Strauß. Kohl gegen Weizsäcker. Kohl gegen Schmidt.

Genscher ging aus den Männerkriegen erstaunlich unbeschädigt hervor. Er war kein Koloss wie Kohl und verstand sich auch nicht als Titan wie Strauß. Er tat nicht



Mit Kanzler Schmidt 1982: Die Kampagne zeigte Wirkung

so, als sei er ein Weltwirtschaftsstaatsmann wie Schmidt. Er war nur ein Anwalt, der die Sache seiner kleinen Partei mit großer Raffinesse vertrat. Sein Bestreben bestand einzig darin, die FDP in der Regierung zu halten. Das gelang ihm 29 Jahre lang. Darin liegt eine große Leistung, die aus der Sicht der moribunden Partei von heute noch größer erscheint.

Für die Kanzler muss Genscher die Pest gewesen sein. Seine Partei war der Zwerg auf der Schulter der Volksparteien, der so tat, als wäre er der Weltenlenker. Genscher installierte die FDP als das immerwährende Korrektiv im alten deutschen Parteienwesen. In der öffentlichen Wahrnehmung sorgte er dafür, dass der Entspannungspolitik mit der DDR, Polen und der Sowjetunion



An der deutsch-tschechoslowakischen Grenze 1989:
„Genscher, Genscher“

die Illusionen ausgetrieben wurden, dass die SPD nicht dem Sozialismus anheimfallen konnte, dass die CDU/CSU ihre Reaktionäre bändigen musste.

Es waren die goldenen Jahre der FDP. Das Parteiensystem bestand damals aus drei Parteien. Die Koalitionsregierung erwies sich als deutsche Spezialität, und das hieß, die FDP war unentbehrlich.

SPD und CDU/CSU, damals noch Volksparteien mit über 40 Prozent, trachteten der FDP immer mal nach dem Leben, blieben damit aber erfolglos. Mit dem Hass, der Strauß zu rhetorischen Entgleisungen über diesen Herrn Genscher und seine Partei antrieb, ließen sich für die Liberalen besonders leicht Wahlen gewinnen.

So wurde die FDP unter Genscher zu einer reinen Funktionspartei. Inhaltlich wirkte sie entkernt. Personell gab es Exponenten wie Otto Graf Lambsdorff auf dem Wirtschaftsflügel und Gerhart Baum auf dem Bürgerrechtsflügel. Das genügte zur Existenzsicherung in diesen Jahren vor dem Machtwechsel 1982, in denen sich alle Parteien entideologisierten. Innenpolitisch trug diese Evolution zur Entspannung bei, sie führte aber auch dazu, dass sich die großen Auseinandersetzungen um Ökologie und atomare Aufrüstung jenseits der Parlamente abspielten: vor dem Atomkraftwerk Brokdorf, bei der Großdemonstration gegen den Nato-Doppelbeschluss im Bonner Hofgarten.

13 Jahre lang hatten SPD und FDP gemeinsam regiert. Die SPD litt zusehends unter der anschwellenden außerparlamentarischen Bewegung, die auch Fleisch von ihrem Fleisch war. Die FDP musste früher oder später die Koalition wechseln. Aber wie und wann?

Das Drama des zweiten Machtwechsels in der Geschichte der Nachkriegsrepublik war zuerst und zuletzt das Drama eines Mannes: Hans-Dietrich Genscher.

Der Mann mit den Ohren nahm Witterung auf, immer wieder, immer aufs Neue. In Interviews raunte er von Koalitionen, die sich schon ihre Mehrheiten suchen würden. Im Bundestag gab er Treueschwüre zur bestehenden Koalition ab. Was will Genscher? Das war die große Frage, die sich der Kanzler und wir Journalisten uns stellten.

Ihm ging es darum, die FDP geschlossen in eine neue Koalition zu führen, ohne Verlust des linken Flügels. Zu oft hatten sich in der deutschen Geschichte liberale Parteien gespalten und versanken deshalb in der Bedeutungslosigkeit. Davor hatte Genscher Angst, die ihn lähmte. Entscheidungsschwach trudelte er dahin. „Er betrieb keine bewusste Zerrüttungsstrategie, aber er bewirkte Zerrüttung, weil er von einem bestimmten Punkt an bei-

de Optionen – Wechsel und Bestand – offenzuhalten versuchte“, schrieb Günter Verheugen im SPIEGEL über die entscheidende Phase im Sommer 1982. Verheugen war Genschers junger Mann gewesen, ein Großtalent, er gehörte zum linken FDP-Flügel. Er verließ die Partei nach dem Machtwechsel und trat zur SPD über.

Das Drama wendete sich gegen Genscher, weil er keinen Fehler machen wollte. Die Wende sollte als Sachzwang erscheinen, als Notwendigkeit zum Wohle des Landes. Seine Idealvorstellung war wohl, dass er nicht als Urheber in Erscheinung treten würde, sondern als Exekutivorgan des Unvermeidlichen. Schuld am Bruch sollte die SPD tragen, die ja auch tatsächlich zerrissen war, ob sie mit Schmidt regieren oder mit Brandt in die Opposition gehen sollte.

Am Ende kam es wieder zu einem Duell, Helmut Schmidt gegen Hans-Dietrich Genscher. Schmidt, der Macher, gegen Genscher, den Zauderer. Der Kanzler traf die Entscheidung, die Genscher nicht treffen konnte, und steuerte auf Neuwahlen zu. Das aber verhinderten Kohl und Genscher. Am 1. Oktober wählten CDU/CSU und FDP Helmut Kohl zum Bundeskanzler. Sie schufen Fakten für Neuwahlen, die erst im März 1983 stattfanden.

Im Duell erwies sich Schmidt, der Abgewählte, als überlegener Machtpolitiker, konsequent und skrupellos.



Mit Irans Parlamentspräsident Rafsandschani 1984:
Außenminister als Lordsiegelbewahrer

Er startete eine furiose Kampagne, in der Genscher als Verräter, als Intrigant, als Heuchler dandand. Die Exekution vollzog Klaus Bölling, der Regierungssprecher, und Schmidt-Vertraute. „Die letzten 30 Tage des Kanzlers Helmut Schmidt“, nannte Bölling sein Wut-Tagebuch, in dem „Genscher, dieser heillose Advokat“, im Zentrum steht. Er sei „einer, der dran und drin bleiben will“, schrieb Bölling. „Was hat dieser Mann mit dem Liberalismus zu tun?“

Eigentlich war es grotesk, dass der Verlierer die Deutungshoheit über den Machtverlust behielt. Aber die Kampagne zeigte Wirkung, die FDP bekam bei der Märzwahl 1983 einen Denkkzettel. Genscher, der Geächtete, war beispiellos unpopulär. Die neue Regierung mit Helmut Kohl nahm einen schlechten Anfang.

Genschers Rehabilitation zog sich einige Jahre lang hin. Erleichtert hat sie der Kanzler Kohl, der vor allem in den ersten Jahren Affäre an Affäre, Fehltritt an Fehltritt, Panne an Panne reihte. Im Kontrast kam der erfahrene, abgebrühte Außenminister als Lordsiegelbewahrer der Kontinuität und Professionalität wieder langsam aus dem Keller heraus. Musste er vorher die Sozis bändigen, musste er jetzt Deutschlands Reputation in der Welt wahren.

Wieder war er, was er am liebsten war: unverzichtbar.

Fast 40 Jahre hielten im Wesentlichen zwei Männer die FDP über Wasser: Walter Scheel und Hans-Dietrich Genscher. Seit Genschers Rücktritt hat die Partei folgende Vorsitzende gehabt: Bangemann, Lambsdorff, Kinkel, Gerhardt, Westerwelle, Rösler und jetzt Lindner. Im Vielparteiensystem ist es schwerer geworden, die FDP als Funktionspartei zu justieren, noch schwerer, den Liberalismus frisch zu definieren, und noch viel schwerer, nach der Methode Genscher die Bedeutung der Liberalen für das Land zu simulieren.

Auch als betagter Altmeister blieb Genscher eine Figur im Hintergrund, von der sich die Jungen ihren Segen holten. Er lobte jeden von ihnen, der als Vorsitzender auserkoren war, über den grünen Klee. Illusionen machte er sich wohl nicht über sie. So sind sie eben auch, die Al-



Mit „Genschman-Maske“: Alles ist Arbeit

ten, die Köhner von ehemals, die Sonne soll über ihnen strahlen, über niemandem sonst.

„Es kam, wie es kommen musste, und nicht unverschuldet“, sagte Genscher nach der verlorenen Bundestagswahl (SPIEGEL 41/2013). Auch wenn ihm das Herz geblutet haben muss, weil die FDP aus dem Bundestag in die Bedeutungslosigkeit gefallen war, gab er doch karge Sätze von sich, die wie Ohrfeigen klangen: „Ein Koalitionspartner hat den Raum, den er sich nimmt und notfalls durchsetzt. Geschenkt wird nichts.“

Das war Genscher, ein enttäuschter, unbarmherziger Mann, der keinen Zweifel daran ließ, dass er genau wusste, wie Politik gemacht wird: Alles ist Arbeit. Alles muss erkämpft werden. Ihr habt es verspielt.

Wer gedacht hatte, Hans-Dietrich Genscher sei nur noch jemand, der ab und zu mal einen Bambi bekommt oder zum 25. Jubiläum des Mauerfalls interviewt werden muss, erlebte im Dezember 2013 doch noch einen Genscher-Moment. Hinter den Kulissen hatte er, mit der Billigung der Kanzlerin, mehrmals mit Wladimir Putin über Michail Chodorkowski geredet, den Oligarchen, der in zwei Schauprozessen zu langer Lagerhaft verurteilt worden war. Als Chodorkowski in Berlin landete, empfing ihn Genscher: kerzengerade, undurchdringlichen Gesichts, spöttischen Blicks, als wäre es das Natürlichste von der Welt, dass er die Freilassung vermittelt hatte.

Jetzt ist Hans-Dietrich Genscher gestorben. In der Nacht zum Freitag erlag er im Alter von 89 Jahren im Kreis seiner Familie in seinem Haus in Wachtberg-Pech einem Herz-Kreislauf-Versagen.

Gerhard Spörl